

TERROR

Meschi und seine Brüder

Nach jedem Anschlag in Israel rückt die Organisation Zaka zur Bergung der verstümmelten Opfer aus. Die freiwilligen Helfer verlassen keinen Tatort, ehe nicht auch der letzte Blutstropfen aufgenommen ist. In einer Welt der Gewalt haben Totengräber das Zeug zu Helden. *Von Ullrich Fichtner*

Geschundene Puppen liegen im Schatten eines Verschlages auf dem Militärgelände im Stadtgürtel um Tel Aviv, heiß kommt der Winter über Israel, die Katastrophenübung der Zaka-Leute geht in die zweite Stunde.

Eine Hundertschaft orthodoxer Juden stemmt sich mit Spreizscheren und viel Gerät in einen Trümmerberg, der Spielplan sieht vor, noch weitere Opfer zu retten.

Aus den Puppenköpfen quillt Füllstoff, die plumpen Körper, manche nur kinder groß, haben tiefe Risse in den Rümpfen von früheren Übungen, vom Zerren und Quetschen in Trümmerspalten, ihre Gliedmaßen sind grotesk verrenkt, die seitlichen Reißverschlüsse aufgeplatzt.

Am Mittag, die Sonne steht steil über dem sandigen Gelände, betritt ein Besucher die Szene, ein Ehrenrast aus Jerusalem, sein weißes Hemd leuchtet zwischen den Männern, die sich bald wie zum Gruppenfoto mit einem Popstar um ihn scharen. Jehuda Meschi-Sahaw ist zum Schuttberg gekommen, ganz in Schwarz und Weiß, graue Locken um den Schädel, er geht herum wie ein biblischer Prophet.

Meschi-Sahaw, den alle nur Meschi nennen, ist der Gründer von Zaka, das Hirn der Bewegung, ihr Direktor, „Field Commander“ und ihr aktivstes Mitglied. Zaka, das steht für: Identifizierung von Katastrophenopfern. Ein stattlicher 44-jähriger Mann, aber mit dem Gesicht eines Greises. Während er mit seinen Leuten spricht, greift er sich wieder und wieder an den Gürtel, um von kleinen Geräten neue Textnachrichten abzulesen, Meldungen von Polizei, Feuerwehr, Rettungszentren in ganz Israel: Selbstmord in Kefar Sawa. Leichenfund in Haifa. Autounfall in Beit Schemesch. Scheunenbrand in Nahscholim. Schießerei in Aschkalon.

35 bis 40 Menschen sterben in Israel jede Woche eines unnatürlichen Todes. Im äußersten Ernstfall aber sind es zwei Dutzend in einer einzigen Sekunde. Auf Me-

schis Geräten und auf den Geräten aller Zaka-Leute im ganzen Land blinkt dann nur ein Wort: Pigua. Und es geht nicht mehr nur um Puppen. Pigua, das lässt sich nicht übersetzen in einem Wort. Pigua heißt Terror, Bomben, Blut. Es heißt Hölle und Israels Angst. Pigua ist der Alltag des Landes, seit vor drei Jahren die zweite Intifada der Palästinenser begann. Die Liste der Attentate seitdem füllt 50 eng bedruckte Buchseiten, 600 Posten, es stechen Namen heraus, die zu Weltnachrichten wurden wegen der schieren Zahl der Opfer: Ben-Jehuda-Straße. Park Hotel Netanja. Delfinarium Tel Aviv. Pizzeria Sbarro. Cafeteria Frank Sinatra. Mahane-Jehuda-Markt. Café Hillel.

26-mal in den vergangenen drei Jahren wählten die Heckenschützen und Selbst-

mordbomber des Dschihad Busse und Bushaltestellen als ihre Ziele, Busse, deren Nummern in Israel jedes Kind hersagen kann. Sie wurden mit Gewehrkugeln und Granaten beschossen, mit Autobomben attackiert oder von Selbstmördern aus dem Inneren gesprengt. Der 189er nach Samaria. Der 830er nach Tiberias. Der 823er nach Nazareth. Der 6er, der 25er, der 14er auf Stadtfahrten durch Jerusalem.

Am 19. August um 21.15 Uhr traf es nördlich des Jerusalemer Zentrums den 2er Bus. Der Terrorbomber der Hamas zündete seinen Fünf-Kilo-Sprengsatz am Kreisverkehr zwischen Sachs-Straße und Schmuel Hanawi, riss 23 Menschen mit sich in den Tod und verwundete 130. Auch zu diesem Tatort machte sich Jehuda Meschi-Sahaw auf.

Jede Pigua, sagt er, ist unbegreiflich grauenhaft. Aber der 2er Bus schnitt ihnen allen noch tiefer als sonst in die Seele.

Der 2er Bus kam von der Klage-mauer in der Altstadt, strenggläubige Juden kehrten heim von ihren Gebeten, mit ihren Kindern, heim nach Mea Shearim, ihrem Stadtteil, dessen Straßen aussehen wie die Filmkulisse eines alten Shtetl, es ist das orthodoxe Zentrum Israels, wo auch fast alle Zaka-Leute aus Jerusalem zu Hause sind.

„Meschi, wie viele Leichen haben Sie in all den Jahren geborgen? Tausende?“

„Tausende, ja.“

„Zehntausende?“

„Vielleicht. Vielleicht nicht ganz.“

Die Arbeit geht in drei Schritten vonstatten. Die ersten Helfer am Tatort holen die Lebenden. Sie steigen durch Qualm und Trümmer, tauchen ein in die Wolke aus Schreien, Gerüchen, Feuer und Lärm, sie ignorieren die Gefahr weiterer Explosionen, greifen mit bloßen Händen ins Dunkle hinein, in Knochen und brüllendes Fleisch, und sie zerren die Körper zu den Ambulanzen, die sich bald im Ring um den Nullpunkt der Bombe aufstellen.

Als zweiter Trupp gehen die Sprengstoffkommandos der Poli-



Zaka-Gründer Meschi: 44 Jahre alt, das Gesicht eines Greises



Zaka-Einsatz nach Anschlag in einem Restaurant in Haifa am 4. Oktober: Die Funkgeräte schweigen, der Tatort wird still

zei hinein. Sie suchen mit Hunden und Gerät nach ungezündeten Bombenteilen, analysieren die Waffen des Attentäters, sie löschen die Feuer und klären den Tatort, so gut es geht.

Es ist eine Arbeit im Gemenge des Ausnahmezustands. Niemand, der eine solche Szene nur von ferne gesehen, gehört, gerochen hat, wird sie vergessen. Die zuckenden Lichter, das Sirenengeheul, die tief dröhnenden Fanfaren der Feuerwehr, die Schreie, das Wimmern, das bleiche Scheinwerferlicht über Trümmern, das Amalgam aus Menschen und Sachen, die Panik, wenn alle Instinkte sagen: Flucht. Aber die Zaka-Leute gehen immer mitten hinein.

Zuletzt bergen sie die Leichen. Die Männer streifen sich doppelt Latex-Handschuhe über, in den Taschen ihrer gelb-schwarz gestreiften Leuchtwesten steckt einfaches Gerät. Spachtel. Pinzette. Zange. Sie gehen von den großen zu den kleinen Teilen, sie sortieren grob vor.

Sie füllen Säcke, die sie nummerieren. Jede Nummer war ein Mensch. Gesondert sammeln sie anatomische Stücke, die sich nicht zuordnen lassen.

So arbeiten sie sieben, acht Stunden lang ohne Pause, wie in einem Tunnel, während die Geräusche ringsum verebben, weil die Sirenen sich zu den Krankenhäusern entfernen oder zum gerichtsmedizinischen Zentrum im fernen Tel Aviv. Auch die Schaulustigen gehen bald. Die Funkgeräte schweigen. Der Tatort wird still.

Säcke werden gefüllt, 50, 60 Stück, 3, 4 für jeden Leichnam. Fünf-Liter-Kanister stehen aufgereiht, voll mit abgewischnem, aufgenommenem Blut. Beutel mit getränkter Kleidung, mit Schuhen, mit verschmorten Perücken, Gebetsschals, mit befleckten Trümmerteilen aus dem Bus. Sitzpolster. Halteriemen.

Jeder Mensch muss in Gänze bestattet werden, so will es das jüdische Gesetz. Teile der Seele werden keinen Frieden finden, wenn Teile des Körpers nicht beerdigt sind. Das Gesetz gilt auch für den Attentäter. Die Zaka-Leute behandeln auch

Auf ihren Handys blinkt nach einem Anschlag nur ein Wort: Pigua. Das heißt Terror, Bomben, Blut.

seine Überreste mit dem gleichen Respekt. Sie nennen es „heilige Arbeit“. Und wer nicht fanatisch glaubt an seine religiösen Pflichten, kann diese Arbeit nicht leisten.

„Meschi, wie hält man diese Arbeit aus? Wie kann man mit solchen Bildern leben?“

„Ich lasse es nicht an mich heran. Man darf nicht darüber nachdenken.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Wenn es passiert, funktionieren wir nur. Alles geht automatisch. Man wird wie ein Roboter. Manchmal erzählen mir Leute hinterher, ich hätte am Tatort dieses getan oder jenes, aber ich selbst weiß das oft gar nicht mehr. Die Bilder sind weg.“

„Haben Sie Alpträume?“

„Wer nicht schläft, träumt nicht. Ich lege alle meine Textmelder unter das Kissen. Sie klingeln immer, die ganze Nacht. Sie halten die Träume fern.“

Zakas Arbeit begann als loser Zusammenschluss orthodox-gläubiger Sanitäter. Sie sammelten sich um Jehuda Meschi-Sahaw, der seinem Leben vor 14 Jahren eine neue Richtung gab. 1989 war das, Meschi kam als Rettungssanitäter des Roten Davidsterns zur Unglücksstelle des 405er Busses auf der Route von Tel Aviv nach Jerusalem. Ein Palästinenser hatte auf offener Strecke den Fahrer attackiert, das Steuer herumgerissen und den Bus von der Straße eine steile Böschung hinuntergezwungen.

17 Menschen starben damals, Dutzende lagen verletzt, die Helfer wurden hilflos angesichts des Horrors, und niemand fühlte sich zuständig für die Identifizierung verkohlter Leichenteile. Meschi sah, mit religiösem Grauen, wie die Feuerwehr am Ende das vergossene Blut und die menschlichen Reste mit Löschwasser aus dem Buswrack einfach in die Erde wusch. Und damals sagte er sich, es sei nun Zeit, etwas Neues zu beginnen. Zu helfen. Zu versöhnen. Denn Jehuda Meschi-Sahaw war ein berückter Feind Israels.

Er war der Extremste der Extremen, eine national beachtete Größe, das klicheehafte Feindbild des ultraorthodoxen Juden. Im Alter von 16 Jahren amtierte er schon als Chefredakteur der Radikalen-Zeitung „Haeda“, er war ein brillanter Geiferer, ein polemischer Rädelsführer, vom



DAVID SILVERMAN / GETTY IMAGES

Zaka-Einsatz nach Selbstmordattentat auf einen Bus in Haifa am 5. März: „Man wird wie ein Roboter“

Geheimdienst Mossad als Staatsfeind Schritt für Schritt überwacht.

Meschi kämpfte gegen gemischte Freibäder, er führte Rollkommandos an gegen Ungläubige, die ihre Autos am heiligen Sabbat bewegten, er besetzte Straßenkreuzungen, wieder und wieder den Bar-Ilan-Platz, er steckte Bushaltestellen in Brand, weil sie mit unzüchtigen Bildern plakatiert waren, er stürmte Kinos, die in seinen Augen obszöne Filme zeigten. Er ging für seine Taten 34-mal ins Gefängnis, er war ein euphorischer junger Wilder.

Der 405er Bus aber demolierte seine ideologischen Gewissheiten. Der Tod machte ihn bescheiden, der Terror machte ihn stumm. Meschi wollte nicht länger auf Seiten der Zerstörer sein. Er wollte seinen Brüdern im Glauben helfen, ihre Seele retten, ganz gleich, ob sie ihr Leben nach den Regeln führten oder nicht. So begann er mit Gleichgesinnten das heilige Werk.

Heute findet sich die Zaka-Zentrale mit Meschis Büro in einem gesichtslosen Betonblock am Rande von Mea Shearim, auf den Schreibtischen stehen in großen Flaschen Erdbeer-Bananen-Drinks, die wie flüssiges Plastik aussehen. Das Dutzend Büroarbeiter, umgeben von Funkstationen, Computertürmen, Fernsehschirmen, ernährt sich von koscherem Fast Food, sie schieben Dienste rund um die Uhr.

Urkunden des Dankes schmücken die Wände, geschwungen unterzeichnet von Bürgermeistern und Ministern, im Jahr 2001 wurde Zaka von der Uno als Freiwilligenorganisation des Jahres geehrt.

Der Weg von den Anfängen bis hierher war weit. Jehuda Meschi-Sahaws eigene Familie, eine der ältesten des Landes, in

elfter Generation in Jerusalem, eine Dynastie von Rabbinern, missbilligt sein Tun. Der Vater, die Großväter verachteten Meschi für den Pakt mit diesem Staat Israel und seinen Institutionen. Das heutige Israel ist nach ihrer ultraorthodoxen Lehre doch nur vorübergehendes, lachhaftes Menschenwerk. Ihr Israel aber, das ist Gottes auserwähltes Volk im Heiligen Land, größer und herrlicher, als es ein realpolitischer Kompromiss je zuließe. Im Hause Sahaw war das Wort Zionismus verboten. Meschi, selbst Vater von sieben Kindern, muss damit leben, von den Seinen als verlorene Seele, als Verräter abgetan zu werden. Er



AMIT SHABI / LATIF

Meschi (l. oben), Freiwillige bei einer Übung
Nur mit Erlaubnis der Ehefrauen

lächelt darüber, das Lächeln verbirgt eine Verletzung, aber er ist stur.

Ihm wuchs, andererseits, die Verehrung der israelischen Gesellschaft zu. Seit es Zaka gibt, muss sie ihre Bilder von den Ultraorthodoxen revidieren. Nicht länger kann sie die Männer in Schwarz-Weiß pauschal als Schmarotzer abtun, die in ihren selbst gewählten Ghettos verharren und Israel seinen Feinden überlassen. Meschi hat mit Zaka eine Brücke gebaut, er, der einstige Spalter, ist zu einem Versöhner des Landes geworden.

Das Jahr 2001 markierte endgültig seine Ankunft in Israel, als er erwählt wurde, am Feiertag der Unabhängigkeit eine der Fackeln zur Ehre des Staates zu entzünden. Meschi stand inmitten der Zeremonie auf dem Herzl-Berg, wochenlang hatten die Zeitungen spekuliert, ob er, der Extremste der Extremen, wirklich die feierliche Formel sprechen würde, er stand da, und er sagte es: „Ich habe die Ehre, diese Fackel zu entzünden im Namen aller, die Jerusalem lieben und dieses Land, zur Ehre des Staates Israel.“ An den Hauswänden im orthodoxen Mea Shearim stand „Meschi – Schande“. Aber in den Herzen der Zaka-Leute pochte der Stolz.

600 Mann sind aktiv im Dienst, sie sind im sonstigen Leben Gemüsehändler, Bankangestellte, Fischverkäufer, 2000 Bewerber stehen jederzeit vor der Tür. Aber wer Zaka-Helfer werden will, muss viele Kurse durchlaufen, Tests, er muss Gespräche bestehen, sich von Rabbinern religiös unterweisen lassen, er muss verheiratet sein, weil sie bei Zaka nur Verheiratete nehmen, und er muss einen Brief seiner Frau bringen, dass sie seine Bewerbung billigt.

Die letzte der Prüfungen ist die rituelle Waschung eines Leichnams. Ein Drittel der Bewerber scheitert daran. Und die, die bestehen, die wirklich „ins Feld“ gehen, sind nach eineinhalb Jahren verbraucht. Sie kommen nicht mehr, wenn die Alarmglocken schrillen, sie bleiben weg, ihre Kräfte ausgebrannt vom Terror.

Die Familien der Zaka-Leute, ihre Frauen und Kinder, stehen mit in der Frontlinie dieses Krieges. Denn irgendwann ist jeder Einsatz vorbei, irgendwann streifen die Männer ihre Leuchtwesten ab und kommen erschöpft nach Hause. Vier junge Frauen erzählen davon in einem Café im Jerusalemer Zentrum, orthodox-gläubig wie ihre Männer, sie haben die Briefe unterschrieben, die ihren Männern den Einsatz an den Orten des Terrors erlauben.

Sie klagen nicht. Aber im Verlauf des Abends öffnet sich der Abgrund, an dessen Rändern sich ihre Familien bewegen. Sie erzählen, wie die Männer nach einem Ernstfall in den Badezimmern verschwinden, um sich zu waschen und wieder zu waschen, zu duschen, zu baden, stundenlang.

Sie erzählen, wie sie tagelang kein Essen anrühren, wie sie den Geruch von gebratenem Huhn fliehen, wie sie panisch alle Fenster verrammeln, wenn ein Nachbar Fleisch auf dem Grill hat.

Sie erzählen von furchtbaren Augenblicken, wenn ihre Männer die eigenen

Danach verschwinden sie in Badezimmern, um sich zu waschen und wieder zu waschen, stundenlang.

Kinder nicht mehr in den Arm nehmen können oder wenn sie wie Schlafwandler nachts in ihre Rettungsmontur steigen, weil im Nebenzimmer das Baby schreit.

Sie erzählen, wie ihre Männer hart werden über der Leichenarbeit, verschlossen, wie sie ihre Erlebnisse nicht teilen können und manchmal nur, in dramatischen Zusammenbrüchen, in langen, furchtbaren Reden, ihre Seelen entlasten.

Shandy, eine der Frauen am Tisch, eine 22-Jährige, die wie ein Filmstar aussieht unter ihrer perfekten Perücke, erzählt, dass sie noch kein Kind hat, weil ihr Mann es nicht wagt. Er fand, nach einem Bombenanschlag in der King-George-Street, die Leiche einer mit Zwillingen schwangeren Frau in unsagbarem Zustand. Er wird das Bild nicht los. Die Frau lag vor der Arztpraxis, in der sie nur Augenblicke zuvor eine Ultraschalluntersuchung gehabt hatte. Shandys Mann kann seitdem keinen Gedanken mehr an eine Vaterschaft fassen.

Jehuda Meschi-Sahaw weiß um die Nöte seiner Leute. Seit einiger Zeit bietet Zaka Gesprächszirkel an, mit Rabbinern, mit Psychologen, in denen sich die Männer unter ihresgleichen vom Fürchterlichen zu befreien versuchen. Sie reden, sie malen assoziative Bilder, sie versuchen, ihre Trau-



FLASH 90 / REUTERS / ELANCE MEDIA

Orthodoxe Juden bei der Beerdigung eines Anschlagopfers: Nur in Gänze bestattet

er, ihre Tränen wiederzufinden. „Sie leiden nicht einfach“, sagt Meschi, „sondern sie verlieren die Fähigkeit zum Leiden. Das ist fast schlimmer.“

Im Abu-Kabir-Viertel von Tel Aviv streckt sich, hinter Mauern und Stacheldraht, das Nationale Gerichtsmedizinische Institut an einer Durchgangsstraße, Israels Chef-Forensiker Jehuda Hiss kommt um seinen Schreibtisch herum und erklärt, warum Leute, die sich mit Toten beschäftigen, zweifelsfrei verrückt sein müssen.

„Nehmen Sie mich: Ich habe sechs Jahre lang studiert, wie man Menschenleben rettet“, sagt Hiss, „aber nun komme ich seit 20 Jahren jeden Tag um sechs Uhr morgens hierher, und das Erste, was ich tue, ist, mir 15 Leichen anzuschauen – ist das normal? Man muss wahnsinnig sein!“

Während des Gesprächs dreht er pausenlos ein Glasröhrchen in den Fingern, in dem eine Kugel rollt. Sie stammt aus der Bombe eines Selbstmordattentäters. „Ja, schauen Sie nur“, sagt Hiss. „Es ist eine primitive Art zu töten, nicht wahr? Keinerlei ballistische Qualität! Ein Pfund Kugeln dieser Sorte kostet kaum einen Dollar, schätze ich. Aber die Wirkung ist im Umkreis von 20 Metern absolut tödlich.“

Hiss ist 57 Jahre alt, ein schmaler, trockener Mann, er hat in England studiert, in Österreich, in den USA, seit 1988 ist er der Direktor hier, er ist das Gegenbild zu den orthodoxen Gläubigen von Mea Shearim, ein säkularer Jude, ein Weltbürger.

Nach einer Pigua füllen sich die Straßen um sein Institut binnen Minuten. Angehörige belagern das Haus, Großfamilien. Sie wollen Gewissheit. Sie wollen Antworten über Leben oder Tod ihrer Brüder, Mütter, Söhne. Sie wollen sehen, was der Terror von ihren Angehörigen übrig ließ, fast alle bestehen darauf, unerbittlich.

Aber die 23 Opfer etwa aus dem 2er Bus, in die Luft gesprengt im August, kamen in 600 Teilen herüber nach Tel Aviv. Die Ge-

richtsmediziner legen in solchen Fällen die Stücke auf Bahnen und stopfen Papier unter die Leichentücher, damit die sterbliche Hülle an einen Menschen erinnert, von dem sich Abschied nehmen lässt. „Immerhin kann ich den Leuten sagen, dass ihre Toten nicht gelitten haben“, sagt Hiss. „Niemand, der auf diese Weise stirbt, muss leiden.“

Sicher können sich die Familien auch sein, dass die Totenteile korrekt zugeordnet sind. Was von Zaka, Polizei, Gerichtsmedizin nicht per Augenschein zu rekonstruieren ist, wird binnen Stunden genetisch analysiert und dann zu den Leichen gebettet. „Was wir ohne Zaka machen würden, weiß ich nicht“, sagt Hiss. Er und Meschi, Feinde einst, sind heute Freunde. „Wissen Sie, ich habe in meinem Leben 40 000 Leichen gesehen, ich bin der verrückte Doktor hier, aber ich könnte diese



AMIT SHABI / LAIF

Gerichtsmediziner Hiss
„Das schaffen nur Fanatiker“

Arbeit im Feld nicht machen. Das schaffen nur Fanatiker.“

„Meschi, wie schafft man diese Arbeit?“

„Der Glaube ist wichtig. Er gibt Kraft.“

„Aber die psychische Belastung, sie bleibt doch unerträglich?“

„Es ist unsere Pflicht, die Toten zu ehren. Wer die Toten nicht ehrt, ehrt auch die Lebenden nicht.“

„Andere schaffen das ein, zwei Jahre lang. Wie können Sie es so lange aushalten?“

„Das ist nicht leicht zu sagen. Es ist eine innere Stärke. Ich denke auch, ich tue Buße für all das Falsche, was ich in meinem früheren Leben tat.“

Mitte November, als in Istanbul die Neve-Schalom- und die Beit-Israel-Synagogen in Trümmer fielen, schickte Zaka ein Team an den Bosphorus, ungefragt, auf eigene Kosten, um auch die jüdischen Opfer dort den jüdischen Bestattungsriten zuzuführen. Die türkischen Behörden sperrten sich erst, aber am Ende ließen sie Zaka gewähren. Die eigenen Kräfte, Roter Halbmond, Feuerwehr, Katastrophenschutz, hatten aufgegeben.

Unerträglich waren den Türken die Bilder am Tatort, zu grell die Gesichter des Terrortodes, nachdem zwar einige Leichen geborgen waren, aber noch nicht die in

„Es ist eine Art innere Stärke. Ich denke, ich tue Buße für all das Falsche in meinem früheren Leben.“

Teile gestückelten Körper. Es brauchte geübtere Helfer, Spezialisten in Sachen Bombenterror, es brauchte die Fanatiker von Zaka. In einer Welt des Terrors haben die Totengräber das Zeug zu Helden.

Anschlag auf Anschlag, und doch fürchten sie sich nicht. Sie finden Trost bei Gott und in der schlichten Würde ihres Tuns. Und es gibt auch konkreten Lohn, Glück sogar. Es gibt die rauschhafte Herrlichkeit einer Rettung mitten in der Katastrophe. Unter den Trümmern und Leibern des 2er Buses fanden sie spät, aber rechtzeitig einen Säugling, der triumphal schrie, als die Zaka-Leute ihn zurück ins Leben holten und hoch in die Luft hielten wie eine Trophäe. Immer wieder gibt es diese Szenen. Immer wieder gibt es, im großen Sterben, das Überleben.

„Meschi, wie viele Menschen hast du gerettet im Lauf der Jahre?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber was denken Sie? Wie viele waren es ungefähr?“

„Ich weiß es nicht. Es spielt auch keine Rolle, wie viele es waren. Ein einziger würde mir reichen. Wie die Bibel sagt: ‚Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Menschheit.‘“

Auf dem Schreibtisch vor Jehuda Meschi-Sahaw liegen seine fünf Textmelder. Einer klingelt immer, tags, nachts, alle zwei Minuten. Nachrichten aus Israel. ♦